

Zeichen und Erinnerung : "Das grüne, rote und gelbe Kokärdchen"

Autor(en): **Freuler, Cosmus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **78 (1998)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584765>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZEICHEN UND ERINNERUNG



FREYHEIT
GLEICHHEIT
EINTRACHT



LINTH 1798

«Das grüne, rote und gelbe Kokärdchen» von Cosmus Freuler

«Vom Hut auf das Herz wirken»? – National-Cocarde

Glarus verdankt Escher nicht nur das Linthwerk, Glarus verdankt demselben Escher indirekt eine Erzählung mit dem Titel «Das grüne, roth und gelb Goggärdli». Escher nämlich brachte die Gesetzgebung zur «helvetischen National-Cocarde» – einer Rosette in den drei neuen Nationalfarben, die als Abzeichen am Hut zu tragen war – am 13. 4. 1798 auf den Weg. Der Grosse Rat und der Senat beschlossen am 14. 4. 1798 die helvetische Trikolore, «grün oben, roth in der Mitte, und gelb unten»¹. Etwas später, am 11. 6. 1798, erliess die Zentralregierung dann ein Gesetz über obligatorischen Gebrauch der National-Cocarde für alle Bürger, das heisst für die volljährigen Männer². Das geschah bezeichnenderweise unmittelbar nach der Proklamierung der Helvetischen Republik am 12. 4. 1798.

Im nachhinein stellte sich bald einmal die Frage, wie das Nicht-Tragen oder gar das Beschimpfen der Kokarde zu ahnden sei. Diese Verhandlungen ergaben eine kleine Geschichte der Kokarde sowie eine Art Definition. Zur Geschichte wurde ausgeführt: *«Die Cocarden haben ihren Ursprung in Bürgerkriegen genommen, wo sie als Zeichen der verschiedenen Parteien dienten; hernach waren sie eine Zierde des Militärs; als jene sind sie auch im Anfang unserer Revolution eingeführt und hernach als Vereinigungszeichen gebraucht worden.»* Die Frage nach dem Sinn einer Kokarde wurde wie folgt gestellt und beantwortet: *«Was sind unsere Cocarden? Zunächst das Zeichen eines Schweizerbürgers oder eines Fremden, der sich in Helvetien aufhält; hernach Zeichen der Vereinigung aller Helvetier zu der neuen Ordnung der Dinge, also Zeichen der erlangten Freiheit und Gleichheit.»* Nach einer anderen Stimme handle es sich um «das wesentliche Zeichen der Nation, ihr Panier». Jedenfalls war man sich darüber einig, dass das, «was auf die Augen wirkt, für die Volksmenge immer eine grosse Kraft hat».

Die beiden Glarner, Senator Kubli und Grossrat Heussy, griffen beide in die jeweiligen Debatten ein. Heussy wollte das Volk mit einer schon vorgeschlagenen Proklamation über Sinn und Zweck der Kokarde aufklären. Hingegen zweifelte er am Sinn von Strafen. Er riet «zur Gelindigkeit», und zwar deshalb, weil eine Gefängnisstrafe «in den vormaligen Populärständen [also den «demokratischen» Ständen wie Glarus] grosse Unruhe erwecken (würde)». Seine Vorstellung: Überzeugen ist wichtig, dann erst Warnungen bis hin zur Suspendierung der bürgerlichen Rechte. Kubli wird

noch deutlicher. Er stösst sich am bestehenden Obligatorium überhaupt und «sieht die unumgängliche Notwendigkeit hiervon nicht ein». Könnte er hoffen, die Kokarden würden *«vom Hut auf das Herz wirken, o dann wollte er zu den strengsten Massregeln stimmen; aber die guten Bürger bleiben ohne und die schlechten mit Cocarden sich stets gleich. Durch den Weg der Güte und Liebe werde beim Volke mehr bewirkt werden als durch Strafgesetze ...»* Er glaubt, «durch eine neue Aufforderung (würde) der Zweck eher erreicht werden», nämlich das Tragen der Kokarde.

In der Sache und in den Farben war die Kokarde etwas Neues. Grün wurde zur Ehre der Waadtländer gewählt, die Grün als Zeichen der Freiheit zur Farbe ihrer Revolution gemacht hatten. Rot blieb gewissermassen als Erinnerung an die alte Eidgenossenschaft. Gelb brachte man vielfach mit Tells farbigem Kleid in Verbindung. In Grösse und Form variierte die rosettenförmige Masche in jeder Hinsicht.

Die Kokarde wurde, als Teil fürs Ganze, mit der Helvetischen Republik gleichgesetzt. So konnte sie in Glarus zum Titel der folgenden Erzählung werden. Eschers Kokarde machte damit in Glarus in gewissem Sinn bleibenden Eindruck – als Zeichen für einen Staat, dem viele fernstanden. Cosmus Freuler fing dies in einer Mundarterzählung, die zugleich als Einführung zur Helvetik und als Überblick über die Revolutionsjahre 1798/99 dienen kann, eine Generation später lebendig ein.

«Ernste Warnungen und heilsame Belehrungen» – Freulers «Goggärdli»

Als Verfasser des «Goggärdli» hat Cosmus Freuler (1780–1838), Buchdrucker und Verleger, Bibliothekar der Evangelischen Bibliothek, seit 1808 überdies Lehrer in Glarus, zu gelten. Sein Vater, Pfarrer Marcus Freuler (1753–1817), floh, als die Revolution losbrach, am frühen Morgen des 22. 6. 1798 aus seiner Kirchgemeinde Azmoos, ohne sich zu verabschieden, nach Glarus. Erst 1803, als das Ende der Helvetik absehbar war, liess er sich nach Salez wählen.

Cosmus Freuler war Augenzeuge des helvetischen Umbruchs. Er hat als rühriger junger Mann, mit nur 18 Jahren, in Glarus 1798 die erste Druckerei eröffnet. So konnte ab 1799 gleich die erste Glarner Zeitung, das «Wochenblatt für den Kanton Linth» (mit 70 Abonnenten!), gedruckt werden. Das geschah offenbar auf Veranlassung Regierungsstatthalter Heussys, eines ausgesprochenen Patrioten. Somit steht Cosmus Freuler, von seinen jugendlichen Erfahrungen her, zwischen Alt und Neu, denn er erscheint im «Goggärdli» ungeachtet seiner «helvetischen» Laufbahn nicht gerade als Aufrührer.

Dass Freuler schliesslich unter Beibehaltung seines «schwarzen» Berufes Lehrer wurde, könnte man am Rande erst recht als helvetische Karriere

bezeichnen. Ausgebildeter Lehrer war er indes nicht. Doch als Publizist fühlte er sich der Pädagogik verpflichtet. Und die Schule – ein helvetischer Aktivposten, wie man weiss – stellte einfach den Teil des Publikums dar, bei dem staatspolitische Einsichten noch lange nachwirken konnten. Sein Ruf als Lehrer lautet freilich nicht eben günstig, was um so mehr erstaunt, als er sich in seinen Mundarterzählungen verschiedentlich mit der Schule auf sehr sympathische Weise beschäftigt, und Johann Melchior Schuler hatte ihm 1811 als Lehrer Fähigkeit und guten Willen attestiert. Hat er sich getäuscht? War Freuler die Druckerei doch wichtiger als die Schule?

Freulers erklärtes Vorbild in dichterischer Hinsicht war Johann Peter Hebel, der über die Mundart einen direkten Zugang zum «Volk» gefunden hatte. Der Volkskundler Hans Trümper stellt zudem fest, Cosmus Freuler habe in «Stil und Sprache» die Mundartdialoge Regierungsstatthalter und Landammann Niklaus Heers (1775 – 1822) von 1803 nachgeahmt.

Die ersten Mundarterzählungen veröffentlichte Freuler nach eigener Angabe 1821/22 in «seinem» Glarner Kantons-Blatt: Soweit zu sehen ist, handelt es sich um drei Bauerngespräche zu den Themen Linthkolonie, Evangelische Landsgemeinde 1822 (Schulverbesserung) sowie um ein Lied, «Das Lob vu üserm Land» (zu singen nach der Melodie «Freut euch des Lebens»).

Sein zweites Bauerngespräch in der genannten Zeitschrift kann im Zusammenhang mit dem «Goggärdli» vor allem interessieren, weil eine Passage einen Rückblick auf die «Franzosenzeit» enthält. Und so hört sich das an:

«Jä, er (än alte Vetter) hät si frili gergeret und gseit, es syg trurig, dass mä d'Friheit nüüd besser awende und bi de beste Vorschlege und Meinige, die d'Herre gäbed, fast allimal nu z'Widerspiel gmacht werde. Mä heig eben das Elend, das i dene Chriegsjahre über üs ergange syg, gli wieder vergesse; und lueg, mit heisse Thräne hät er erzehlt, was das für nä Zit gsi syg, wo mer die nü Regierig kha haiged, die eim mit de Abgabe fast erwürgt und über als inne vu dene gwalthätige Franzose usgfresse worde syged; er und si Nachbure, die aber jetz all gstorbe siged, haiged mängmal danander z'Elend klagt und gsait, mer händ eben au der Gwalt missbrucht und is am liebe Gott und am Vaterland versündt, drum hät er is jetz d'Friheit etzoge und gstraft. Ach wie mängmal haiged si na der alte Ordnig gsüfzget und dängt: Nei äso wurds hoffetli au nümme gu, wie's gange ist, z'Volch ist ä goppel gscheuet worden, mer wetted d'Friheit anderst bruche; aber – aber es haig si währli noch nüüt viel besseret. Und das ist au mi Meinig, dä chast jetz gad ni, wie't wit.»

Wenn man so will eine Kurzfassung des «Goggärdli», jedenfalls ein Ansatz dazu.

Leider fehlt der zweite Teil der Freulerschen «Revolutionsgeschichte» zum allergrössten Teil, und was vorhanden ist, geht auf eine späte Abschrift zurück. Erhalten hat sich, offenbar durch reinen Zufall, lediglich ein Abschnitt – immerhin ein besonders wichtiger. Denn das Teilstück dient

quasi zur Ehrenrettung des notorischen «Franzosen» Johann Peter Zwicky, wenn es denn einer solchen überhaupt bedurft hätte. Zwicky war ja nicht nur ein Mann Pestalozzis, er hat weiter mit dem Schaffhauser Geschichtsschreiber und Staatsmann Johannes von Müller Briefe gewechselt – gegen hundert haben sich erhalten! – und überdies, er hat unter anderem Mark Aurel gelesen! Und wenn er sich nicht seinen Geschäften widmete und weder schrieb noch las, so spielte er im Klöntal die Flöte und blies dort das Jagdhorn.

«Schullehrer Freuler» war auf eine Fortsetzung des «Gesprächs» gut vorbereitet. Er setzte nämlich einen Aufruf ins Mandat vom 21. 10. 1827, des Inhalts, er möchte «schriftliche Bemerkungen über die Ereignisse während des Russisch-Österreichischen Feldzugs durch den Kanton Glarus 1799» gerne käuflich erwerben. Welches Echo war seiner Anzeige wohl beschieden?

Spätestens hier zeigt sich, dass das «Goggärdli» nicht bloss eine Erzählung sein will, sondern eine geschichtliche Darstellung, die auf Quellen basiert.

Die ins Auge gefasste Fortsetzung erschien dann nicht im Druck. Immerhin erfuhr das «Goggärdli» selbst 1882 eine neue Auflage, die die Mundartversion der ersten an den Dialekt des Glarner Mittellandes anpasste. Grund für diese Fassung scheint in erster Linie die Mundart, nicht das Thema, gewesen zu sein.

Ein Wort noch zu Cosmus Freulers Standpunkt. Freuler nimmt eine schwankende und vorwiegend negative Haltung zur Helvetik ein. Er beklagt einerseits die Verbindung Helvetiens mit Frankreich, die neue Verfassung, insofern, als sie nicht frei gewählt war, sowie die helvetische Fahrt. Er tadelt allerdings nicht minder die Gepflogenheiten des alten Staates: Ämterkauf und -auflagen, Ausbeutung der Untertanen, fremde Dienste, Zölle und Weggelder.

Freuler vermochte den Veränderungen sogar dies und das abzugewinnen, allem voran was die Aufhebung der Untertanengebiete anging. Merkwürdigerweise streicht er verschiedene Veränderungen, die an sich im Glarnerland abgelehnt wurden, nicht einmal heraus: die Kalenderfrage (die Einführung des einheitlichen gregorianischen Kalenders, wo die Evangelischen bisher mit dem julianischen gelebt hatten), die abgeschafften Landsgemeinden, die Besatzungstruppen.

Klar wird allerdings, dass er als liberaler Konservativer von 1834 aus zurückschaut. Bemerkenswert ist, wie er im radikalen Freisinn helvetischen Einfluss wahrnimmt.

Freuler wollte mit seinen Mundartversuchen 1820–1822 in erster Linie «gemeinnützige und unterhaltende Aufsätze» publizieren. Er beabsichtigte, das Volk zu erziehen. Ihm ging es nicht um die Mundart um der Mundart willen. Sie war ihm zunächst nur das Vehikel, an seine Mitlandleute heranzukommen. Was aber war Freulers didaktische Absicht im

«Goggärdli», was war seine eigentliche Botschaft? Im Vorwort bleibt er merkwürdig unbestimmt – «ein Scherflein zur vernünftigen Aufklärung und Veredlung unsers Volks» – «ernste Warnungen und heilsame Belehrungen» – «weg mit dem Radikalen, dem Liberalen oder gar Aristocraten!». Erst am Schluss zeigt sich deutlich, dass er eigentlich Geschichte erzählen und damit Eintracht schaffen will. Er sagt der Leserschaft: «*Die Geschichte deines Vaterlandes ist eine ernste Lehrerin. So lange die Väter an Gott hielten und unter sich einig waren, so lange waren sie stark und glücklich. Sobald aber Eigennutz, Genusssucht, Partheiwuth, Glaubenshass – und wie die Höllengeister sämmtlich heissen mögen – sich in dem geheiligten Boden Helvetiens einnisteten, sobald war auch ihre Kraft gelähmt und ihre Wohlfahrt untergraben. Wer Unrecht aussät, erndtet Jammer ein [vgl. Hi. 4,8 und Hos.8,7].*» Dann kommt die Quintessenz: «... schliessest du dich vertrauensvoll an die Edlen in deiner Mitte an, die sich deine Aufklärung, deine Tugend und Wohlfahrt zum Ziel ihres Strebens gewählt haben, so wird Gott ferner mit dir sein und sein Segen nicht von dir weichen». Das ist politische Einflussnahme in religiöser Form, ganz so, wie es schon die Französische und hernach die Helvetische Revolution gehalten hatten. Das gilt um 1834 nach wie vor. Cosmus Freuler gibt sich als Mann des mittleren Weges, des politischen Ausgleichs, zu erkennen.

Eine Frage ist noch aufzuwerfen: Weshalb lässt Freuler in seiner Geschichte Bauern zu Wort kommen, wo die Textilindustrie sich 1834 anschickte, ihnen den Rang abzulaufen? Man darf vermuten, Freulers Bauernfreundlichkeit sei Ausdruck seiner liberalkonservativen Haltung überhaupt.

Sprachliches und Formales soll hier nicht diskutiert werden. Hingegen sei noch darauf hingewiesen, wie stark Cosmus Freuler die Einigkeit betont, aus der allein Wohlfahrt, Nützlichkeit, ja Glück heranwachsen könnten. Damit findet er geradezu eine Linie von der Helvetik über die radikalen Jahre rund um 1834 hin zum Bundesstaat von 1848.

Das grüne, rote und gelbe Kokärdchen
Eine Erzählung aus der schweizerischen Revolutionszeit des Jahres 1798³

[von Cosmus Freuler (1780 – 1838)]⁴

Als der alte Fridli⁵ unter der grossen Linde sass und eine Pfeife rauchte, meinte er zu Beeti und zu Anneli, sie sollten jetzt doch die Rechen holen und kleine Heuhaufen machen; man trage heute nicht mehr ein. Die Sonne stehe so prächtig über den Bergen, dass das Heu bis morgen um zehn Uhr beindürr sei. Und zu Chlaus sagte er, es liege im Stall, dort wo der «Tschägg»⁶ angebunden sei, auf einem alten Holzbalken noch ein Wetzstein, den solle er ihm holen, er möchte noch ein paar Sensen dengeln, und dann mit den Arbeitern nach Mitternacht noch im Mondschein anfangen zu mähen. Aber anstelle des Wetzsteins brachte ihm Chlaus mit grosser Freude ein altes Büchlein; zog ein dreifarbiges Stücklein Stoff⁷ daraus und rief: «Der Wetzstein war nirgendwo, aber schaut, was ich statt dessen gefunden habe!»

Fridli betrachtete das Stücklein Stoff tieftraurig und sagte: «So wie du mir das Ding unter die Augen bringst, geht mir ein Stich durchs Herz. Dies ist ein Zeichen aus der traurigen Zeit, als die Franzosen in die Schweiz kamen und wir unsere Freiheit verloren, als überall Not und Elend, Krieg und Kriegeschrei war und viele aus dem Land flohen⁸.»

Und bevor er ausgeredet hatte, kam der älteste Sohn, Bartli, dazu, und sagte: «Ich habe schon vielfach von älteren Leuten erzählen gehört, wie es in jener Zeit zugegangen sei, und wie die Franzosen, die Kaiserlichen⁹ und die Russen in unserem Land Krieg geführt und wie sie gehaust hätten. Seid doch so gut, Vater, erzählt uns heute abend von diesen Geschichten; ich will ein paar Nachbarn und meinen Kameraden ebenfalls davon berichten, die hören gewiss auch gerne zu.»

«So gut ich es noch im Kopf habe und was mir in den Sinn kommt», sagte der Vater, «will ich euch dann eben erzählen; ich habe in einem Büchlein auch noch etwas Geschriebenes¹⁰ davon.»

Sowie Fridli seine Milch gegessen¹¹ hatte und vor das Haus heraus kam, war die Bank schon voll. Da meinte des Ratsherrn Sohn, Ruedi: «Ihr müsst uns verzeihen, Grossvater, dass wir so viele sind, die heute abend zu euch kommen. Euer Sohn hat uns einen kurzweiligen Abend versprochen.»

«Lustiges wird es nicht viel geben», antwortete ihm Fridli, «aber etwas, das für die jungen Leute wichtig ist. Seid aber so freundlich, und kommt in die Stube, sie ist gross genug. Diese Geschichte ist nicht schnell zu Ende. Anneli, mach ein Licht¹², und du, Beeti, schnetzle¹³ mir noch ein wenig Tabak.»

Und als er die Pfeife angezündet und den Deckel heruntergedrückt¹⁴ hatte, begann der Grossvater nun eben und sagte, dass einem auch ein un-

bedeutendes Ding zu Herzen gehen könne und einen an Sachen erinnere, an die man seit Jahren nicht mehr gedacht habe.

«Wer im Bauernstand lebt, nimmt alle Tage, was kommt, und was vorbei ist, kommt einem nicht mehr oft in den Sinn¹⁵; aber heute abend, als ich die Kokarde wiedersah, erinnerte ich mich jener Zeiten. Jetzt möchte ich euch also davon erzählen, so gut ich dazu im Stande bin.»

RUEDI: «Wir wollen mäuschenstill sein und euch aufmerksam zuhören, Grossvater, aber eines muss ich trotzdem noch sagen. Es wundert mich, dass aus jener Zeit noch nichts von diesen merkwürdigen Geschichten gedruckt¹⁶ worden ist. Man hört überall, dass das Volk heutzutage viel gescheiter sei als zuvor und Welch ein aufgeklärtes Zeitalter wir hätten.¹⁷ Liest man dann aber in der Tschudi- oder Trümpi-Chronik¹⁸, so sieht man, dass die Alten nicht nur die Kriege, die sie inner- und ausserhalb der Schweiz führten, sondern sogar die guten und schlechten Jahrgänge¹⁹, die teuren Zeiten, Wassernot, Feuersbrünste, grosses Sterben²⁰, Kometen²¹, kurz alles, was ihnen nur ein wenig wichtig war, wahrheitsgetreu und sorgfältig aufschrieben. Und wir haben seit der Trümpi-Chronik, die bis zum Jahre 1774 reicht, bis jetzt keine Silbe mehr mit Gedrucktem von unserer Geschichte.²²»

BALZ: «Ich will euch schon sagen, was hieran die Schuld trägt. Heutzutage wird viel gedruckt und gelesen, aber was für Sachen? – Lustige Geschichtchen von verliebten Knaben und Mädchen; kurzweilige Erzählungen, wie es dem einen oder anderen in der Welt ergangen sei – und von alledem ist zuletzt keine Silbe wahr, sowie verdorbene Komödienstücke. Ich weiss nicht mehr, wie unser Herr Pfarrer²³ kürzlich diese Leute genannt hat, die solche Büchlein lesen; es beginnt mit «Belle», wenn ich nur noch die anderen Silben wüsste; vielleicht könnt ihr mich ja darauf bringen – wie sagt man [in der Mundart] der Riethstreue, wenn sie aufgehäuft ist?»

RUEDI: ««Tristen».»

BALZ: «Ja, richtig – jetzt weiss ich es wieder – «Belletristen».»

OSWALD: «Das ist genau der richtige Grund, den Balz genannt hat. Solche Büchlein füllen den Kopf mit allerhand Narreteien, und für den Geist haben sie weder Kraft noch Saft. In älteren Zeiten sah man etwa noch oft Heiri Tschudis, Trümpis²⁴ oder Landammann Egidi Tschudis Chronik²⁵ oder den Laufer²⁶ oder den Flavi Josef²⁷ auf einem Tisch; aber heutzutage findet man an Stelle dieser Bücher Romänchen oder aber die 36 Blätter²⁸. Gehe einer nur einmal in eine Gesellschaft und beginne, nach diesen alten Geschichten zu fragen, man wird sehen, wie viele ihm Bescheid geben können. Wer keine Freude daran findet zu wissen, wie es in den älteren Zeiten auf der Welt und in unserem Ländchen zu- und hergegangen ist, dem ist es auch gleichgültig, ob unsere Nachkommen etwas von dem erfahren, was sich in unserer Zeit zugetragen hat. Das, glaube ich

fast, ist eine Hauptursache, weshalb unsere Zeitgenossen in der Fortsetzung der Glarnergeschichte so nachlässig blieben.²⁹ Ewig schade! Ein Volk, dem seine Vorväter die Freiheit mit ihrem Blut erwarben; ein Volk, das durch seine Verfassung [von 1814³⁰] so glücklich und zufrieden leben kann wie wir, sollte die alten Geschichten und besonders die berühmten Männer, die fürs Vaterland und für das Gute viel arbeiteten, im Kopf haben wie einen Lehrmeister; das gibt der Jugend Feuer und Mut ins Herz, sollte die Freiheit in Gefahr kommen. In diesen alten Geschichten kann ein Volk erfahren, wie es Freiheit brauchen muss, wenn es denn glücklich sein will. Nicht, dass die alten Schweizer gerade in allem zu rühmen wären.»

RUEDI: «Jetzt müssen wir aber doch wieder zur Hauptsache zurück; Grossvater, seid so gut und erzählt uns von der Zeit, in der man solche grün-rot-gelben Kokarden trug. Wir wollen euch nicht mehr ins Wort fallen, ausser wenn der eine oder andere etwas fragen möchte; die jungen Leute sind nun einmal neugierig.»

FRIDLI: «Es wird noch manches zu fragen und zu diskutieren geben, bis wir in der Zeit anlangen, wo sich die ganze russische Armee durch unser Land zurückzog³¹... Anneli, reich mir dort das verstaubte Büchlein vom Gestell herunter, es liegt grad bei der ›Himmelsleiter‹³², und es steht das eine oder andere aus diesen Kriegszeiten drin geschrieben... Letzten Frühling war es 36 Jahre her, seitdem die Franzosen in die Schweiz kamen und allen Kantonen eine neue Verfassung³³ aufzwangen.»

OSWALD: «Ja – aber warum liess man sie herein? Ich meinte, die Schweiz sei zu jener Zeit so stark gewesen.»³⁴

FRIDLI: «Ja nur dem Schein nach und von aussen gesehen, aber innen war sie schon lange morsch. Die Schweizer hielt man zu der Zeit für ein starkes und heldenmütiges Volk, als sie die Landvögte aus den kleinen Kantonen verjagt³⁵ und sich von den Österreichern befreit hatten. Durch die Schlachten bei Morgarten [1315], bei Sempach [1386], bei Näfels [1388], bei Laupen [1339], im Schwabenkrieg [1499] und an vielen anderen Orten wurden die Schweizer weit und breit so gerühmt, dass, wenn sich ein König oder ein Fürst später von jemandem in die Enge getrieben sah oder sonst nicht mehr weiter wusste, die Eidgenossen um Hilfe angerufen wurden. Und weil sich die Schweizer auch in der Fremde als hervorragend gute Soldaten erwiesen und sich immer meisterlich hielten, dachten die Grossen, dass es gescheiter wäre, die Schweizer für viele Jahre als Kriegsknechte anzuwerben, so hätten sie die Schweizer zur Hand, wenn etwas passieren würde. – Durch die gelben Vögel [die Goldstücke], die die Werber auf allen Tischen herumrollten, wurden die jungen, mutigen und starken Buben³⁶ in fremde Dienste gelockt, sie verliessen und vergassen das Vaterland, die frommen Sitten und so viel Schönes und Gutes, das die alten Schweizer glücklich machte, und sie kehrten dann ge-

wöhnlich nach vielen Jahren als elende, schwache, an Herz und Geist verdorbene Bürschchen wieder heim. Und die Herren Offiziere, die so manches Jahr an fremden Höfen bei gewalttätigen Herren und Fürsten verbracht hatten, werden gewiss auch herrliche Grundsätze für Freiheit und Vaterland mit nach Hause genommen haben! – Kurzum, die fremden Dienste waren für die Schweiz auf allen Gebieten verderblich.³⁷

Nun noch ein Wörtchen von den Regierungen in den acht alten und auch in den 13 Kantonen.³⁸ Schön und recht war es, dass sich die Schweizer für ihre Freiheit so tapfer wehrten; aber das, was ihnen selber das Köstlichste war, hätten sie auch ändern gönnen sollen. Nach dem Burgunderkrieg [1474–1477] ging es jedoch an ein Erobern, Kaufen, Verkaufen, Tauschen und Verpachten von Untertanenländern, wie auf einem Jahrmarkt.³⁹

Im 15., 16. und 17. Jahrhundert schmiedeten sie, statt aus der Schweiz einen freien und glücklichen Staat zu machen, in den eidgenössischen Ratsstuben Ketten⁴⁰, wie auf Fürstenschlössern. In den grossen Kantonen wurden dem Landvolk die alten Rechte von den Städtern auf eine gewalttätige Art jedes Jahr beschnitten.⁴¹ In den kleinen Kantonen hatte jeder Landvogt 6–7000 Gulden Auflage⁴² zu bezahlen, bevor er die Vogtei überhaupt nur zu sehen bekam. Danach musste er natürlich schauen, wie er das ausgelegte Sümichen wieder zurückbekommen würde, und die Gerechtigkeit humpelte dabei nur so hinterher. Wie an der Tagsatzung⁴³ in Frauenfeld Prozesssachen⁴⁴ gehandhabt wurden, darf man gar nicht erwähnen. Und zuletzt gaben damals hauptsächlich der Waadtlandaufruhr anno 80⁴⁵ und der Stäferhandel anno [1794/]95⁴⁶ der alten Eidgenossenschaft den Rest. Die Leute vom Land wollten bloss ihre alten Rechte behaupten, aber – anstatt ihr Begehren auch nur freundlich anzuhören, überzogen die Städter die Untertanen mit ihrer Macht, bestrafte die Landleute mit mehreren tausend Gulden, verwiesen sie des Landes oder liessen sie monatelang in der Gefangenschaft schmachten; und nach all dem regierten sie erst noch mit strengerer Hand als zuvor. Das waren nur gerade einige Muster davon⁴⁷, wie es in den 80er und 90er Jahren in der Schweiz zu und her gegangen ist.

Trotz all dem konnte die Schweiz doch noch etliche Jahre in Ruhe und Frieden bleiben, obwohl im nahen Ausland schon lange fast ringsherum Krieg herrschte und Kriegsgeschrei zu vernehmen war.⁴⁸ Nachdem die Franzosen aber mit ihrer ‚Freiheit und Gleichheit‘⁴⁹ weit und breit Revolutionen angestiftet hatten, wurde das Volk in den Untertanenländern auch von diesem Freiheitsgeist angesteckt. Sobald nun die Herren merkten, dass die Unruhen in der Schweiz bald beginnen könnten, kamen Ende Christmonat⁵⁰ 1797 in Aarau aus allen Ständen und zugewandten Orten⁵¹ Gesandte zusammen und schworen am 25. Januar 1798 zusammen, einander Verfassung, Freiheit und Vaterland gegen jeden Feind, der die

Schweiz angreifen würde, mit Leib und Gut, so heldenmütig wie ihre Vorfäter, zu schützen und zu schirmen. Aber die Sanduhr war für die Eidgenossenschaft schon daran abzulaufen⁵²; – am selben Tag gab der französische Minister Mengaud⁵³ etlichen Gesandten in Aarau zu verstehen, er glaube, dass die Franzosen in Kürze einen kleinen Spaziergang in die Schweiz unternehmen würden. Auch hing aus seiner Stube die französische Freiheitsfahne⁵⁴ heraus, die den Aarauern vorzüglich gut gefallen habe. Kaum waren die Herren wieder zu Hause, versammelte sich eine Armee Franzosen unter General Brune⁵⁵ an der Schweizergrenze. Und schon am 2. Februar rückten schlagartig, ohne um Erlaubnis gefragt zu haben, 10 000 Mann ins Waadtland ein.⁵⁶

Ihr könnt euch wohl denken, dass auf diesen Bericht hin, den der Vorort⁵⁷ Zürich am 5. Februar allen Ständen mitteilte, die alten Regierungen ratlos zusammenstanden. Was sie schon vor einigen hundert Jahren hätten tun müssen, kam ihnen zu dieser Zeit freilich zu spät in den Sinn – nämlich das Untertanen- und das Landvogtwesen in der Schweiz aufzuheben. In wenigen Tagen vereinigten sich die grossen Stände und führten zwischen Stadt und Land «Freiheit und Gleichheit» in bürgerlichen Rechten ein. Dasselbe veranlassten die kleinen Stände ebenfalls. Von unserem Land wurden an den Gemeinen Landsgemeinden⁵⁸ vom 22. Februar Thurgau, Rheintal und Sargans, sowie sechs Tage später am 28. Februar Werdenberg, Baden, das Freiamt, die welschen Vogteien⁵⁹, Uznach und Gaster für frei und unabhängig erklärt. Zudem wurde versprochen, alle miteinander in den eidgenössischen Bund aufzunehmen. Man glaubte, durch diesen Beschluss lasse sich noch am ehesten die Treue unter dem Schweizervolk herstellen, und man könne dann vielleicht gegen die Franzosen noch etwas ausrichten. Aber, wie schon gesagt, diese Sache kam zu spät, der Bund war schon lange zerbrochen, und seine Scharniere waren auseinandergesprungen. Bevor der Feind richtig angriff, war der eine Kanton schon unterworfen, der andere stand im Feld, und der dritte überlegte sich noch unter der Haustüre, ob er wirklich in den Kampf ziehen solle. So stürzte der alte eidgenössische Bund schon beim ersten französischen Angriff wie ein altes Scheiterhaus ein.

Als die Schweizer bei Fraubrunnen⁶⁰, Grauholz⁶¹ und an anderen Orten⁶² geschlagen und auseinandergetrieben waren, besetzten die Franzosen alle grossen Kantone und zwangen sie, die neue Verfassung⁶³ anzunehmen.

Als dann die kleinen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell hörten, dass die Franzosen auf sie zumarschierten und ihnen wie den grossen Ständen [die neue Verfassung] wohl auch aufzwingen wollten, schickten sie Gesandte zu General Brune und liessen ihm ausrichten, dass sie hofften und glaubten, man werde es bei ihren alten Freiheiten und Rechten belassen.⁶⁴ Das, was die Franzosen in die Schweiz

brächten, hätten sie schon lange besessen. Früher einmal hatte der General tatsächlich vorgegeben, es wäre nicht billig, an den Verfassungen der kleinen Kantone etwas abzuändern. Sie könnten also als eine Alpenrepublik⁶⁵ ungestört bei ihrer Verfassung bleiben; aber später überlegten es sich die Herren Franzosen anders und befahlen, die kleinen Stände müssten die neue Verfassung ohne weiteres auch annehmen und mit der einen und ‹unheilbaren› oder unteilbaren Helvetischen Republik⁶⁶ vereinigt werden.

Auf diese Anzeige hin hielt man dann am 4. April 1798 eine gemeine Landsgemeinde ab, an der erstens die neue helvetische Verfassung einhellig verworfen wurde. Zweitens wurden alle Landleute durch einen feierlichen Eid auf Gott verpflichtet, falls das Vaterland vom Feinde angegriffen werden sollte, die von unseren Vorvätern geschaffene Freiheit mit Leib, Gut und Blut bis zum äussersten zu verteidigen.⁶⁷ Dann wurden, drittens, die helvetischen Verfassungsbüchlein sowie die Zürcher, die Churer und die Schaffhauser Zeitungen verboten, mit dem Zusatz, dass jeder, bei dem ein solches Büchlein gefunden werde oder der die neue Verfassung auf der Strasse oder in Wirtshäusern rühmen oder mit Nachdruck herbeiwünschen sollte, peinlich bestraft werde. Und zuletzt wurde noch erkannt, den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Appenzell und Graubünden per express Anzeige dieses Landsgemeindebeschlusses zu machen und sie aufzufordern, ihr Kriegsvolk so schnell wie möglich zum bundesmässigen Auszug bereitzuhalten.

Unmittelbar nach der Landsgemeinde wurde die ganze wehrfähige Mannschaft vom 16. bis zum 55. Lebensjahr aufgeboten. Da hätten ihr sehen sollen, wie es in allen Schmieden und Werkstätten Tag und Nacht mit Ausbessern von Gewehren, Beschlagen von Morgensternen und ‹Chnüttel›⁶⁸, Giessen von Kugeln, Herstellen von Patronen und allerlei militärischen Ausrüstungen zu und her ging. Im ganzen gab es acht Piquets⁶⁹, jedes zu 400 bewaffneten und ausgerüsteten Männern, die am 26. April 1798 heldenmütig auszogen, davon 1200 nach Lachen und bis nach Wollerau, und 2000 auf der anderen Seite des Zürichsees bis nach Rapperswil. Als die Glarner [am 30.4.1798] bei Wollerau zu den Schwyzern stiessen und darauf gemeinsam gegen Richterswil vorrückten, griffen die Franzosen an; eine gute Weile kämpften beide Seiten hitzig, doch auf einmal erhielten die Franzosen ein ganzes Bataillon Verstärkung und zwangen die Schwyzer und Glarner zum Rückzug⁷⁰. In der Zeit von zwei Stunden war das ganze Krieglein fix und fertig.

Etwa 90 Glarner wurden getötet oder verletzt.⁷¹ Im Raume Rapperswil ereignete sich nichts Spezielles, ausser dass einige Glarner Scharfschützen⁷² mit französischen Vorposten plänkelten und die Feinde in Richtung Stäfa vertrieben. Als die Glarner merkten, dass das Gefecht auf der anderen Seite verloren war, verleidete ihnen das Vorrücken. Auf Befehl und Bericht

von Oberst Paravizini⁷³ marschierten sie gemächlich der Ziegelbrücke entgegen, wo sie mit dem Landsturm⁷⁴ zusammentrafen und noch für einige Tage die Grenze sicherten.

Was die Verständigeren im Lande vorausgesehen und auch im geheimen⁷⁵ besprochen hatten, traf genau so ein:

Die kleinen Kantone hatten allein keine Chance gegen die damalige Grossmacht Frankreich, es ging ihnen um kein Haar besser als den grösseren Ständen.

Wenn das Unglück aber einmal zugeschlagen hat, kann man nichts Besseres tun, als sich vorzunehmen, das bestmögliche daraus zu machen, und dafür wurde ja auch vorgesorgt.⁷⁶

Nach dem ersten Bericht, dass unsere Truppen überall auf dem Heimmarsch seien, wurden Abgesandte zum französischen General Nouvion⁷⁷ nach Rapperswil geschickt, um unter Umständen vielleicht noch eine ordentliche Kapitulation⁷⁸ abzuschliessen. In derselben mussten wir uns dazu bequemen, das neue Verfassungsbüchlein⁷⁹ anzunehmen; dagegen versprach man uns, dass nie französisches Kriegsvolk unser Land betreten werde und wir unsere Gewehre und Waffen behalten könnten.

Als der Vertrag abgeschlossen war⁸⁰, gingen die Franzosen gegen die kleinen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug vor und richteten in diesen Ländern, besonders im Unterwaldnerland, viel Raub und Mord, Jammer und Elend an⁸¹.

In der gleichen Zeit, in welcher die Nachkommen der alten Heldenväter das Blut für ihre Freiheit vergossen, wurden im Bern- und im Zürichbiet⁸² und an Orten, die früher einem Landvogt unterstanden hatten, Freiheitsbäume⁸³ mit prächtigen Kränzen und Sprüchen aufgerichtet; den Wein holten sie in Bottichen und Fässern herbei; dutzendweise spazierten schneekreideweisse Jungfern paarweise auf den Platz, und dann ging es ganze Nächte hindurch mit Tanz, Singen und Springen, ausgelassenem Jauchzen, «Hopsasa und Dirlidum»⁸⁴ um die Bäume herum, als ob sie vor der Himmelstür stünden; aber danach mussten sie wohl den Spiellohn⁸⁵ zahlen. Für uns⁸⁶ war es aber eine traurige Zeit.

Den 3. Mai werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen, die Herren hielten nämlich die letzte Ratsversammlung ab.

Am Morgen lud mich meine Base auf eine Nachmittags-«Stubete»⁸⁷ zu sich ein, der Vetter müsse noch in den Rat und sie sei dann ganz allein. Als ich dann ins Wohnzimmer trat, sassen schon zwei Männer am Tisch, einer war der Sohn von Richter Mathes, welcher liebend gerne des Schatzvogts⁸⁸ Greti zur Frau gehabt hätte. Damals musste der Schatzvogt häufig mit Käse und Ziger in die Zürcher Landschaft, wo er dann auch bald ein eifriger «Franzos» wurde. Also hat der Mathes gedacht, «der Marriasch»⁸⁹ gelinge eher, wenn er des Schwagers Partei annehme, und so wehrte er sich überall für das neue Wesen. Der andere war der Schwager unseres Herrn Pfarrers,

Bartli, ein sehr stiller und verständiger Mann, der vieles von alten Geschichten wusste und von der Welt schon viel gesehen hatte.

Jetzt will ich euch erzählen, was die zwei und der Vetter Ratsherr vom Revolutionswesen hielten. So wisst ihr denn, welche Parteien in jener Zeit entstanden und dass diese Sache sehr unterschiedlich angeschaut wurde. Die mit Abstand grösste Partei trat aber gleichwohl für das Alte ein.

Als der Vetter Ratsherr am Abend aus dem Rat nach Hause kam, warf er Dreispitz⁹⁰, Mantel und Degen auf den Tisch und liess sich in den Sessel fallen. Eine gute Weile lang jammerte er wie ein Kind. Und dann endlich begann er mit bekümmertem Herzen zu erzählen: ›Jetzt ist das Vaterland im grössten Unglück. Freiheit, Ruhe und Frieden, Wohlstand sowie die herrlich glücklichen Zeiten, die wir so lange genossen, sind vielleicht auf immer verloren.

Die Kreuzsteine⁹¹ in Näfels sind ein Ehrendenkmal für Heldenmut und Tapferkeit unserer Vorväter. Mit Lob, Ehre und Ruhm, mit Freude und Dank haben sich ihrer viele vergangene Geschlechter erinnert. Aber was werden unsere Nachkommen von uns sagen? Wie werden die sich an uns rächen wollen, weil wir die Freiheit durchwegs so missbraucht haben. Die Landsgemeinde und den Fahrtstag⁹² haben wir dieses Jahr vielleicht zum letzten Mal feierlich begangen. O Gott! Was für Zeiten warten auf unsere Kinder und Kindeskinde! Was wird wohl am Ende aus unserem lieben Vaterland werden? Uns ist wohl versprochen worden, dass wir keine französischen Soldaten einquartieren müssten, aber man weiss ja, was die Franzosen für ein Volk sind. Sie halten ihr Wort nur, solange ihnen danach ist. Viel zu schnell werden wir diese ... – jetzt hätte ich noch bald ein böses Wort gesagt – in unserem Land haben. Aber – aber ich glaube, die Angelegenheit wird nicht von Dauer sein. Dieses Mal mussten wir der grossen Gewalt nachgeben und weichen; aber sobald die Franzosen einmal ein wenig Schwierigkeiten haben, lässt man sie fallen und legt die neue Helvetische Konstitution⁹³ wieder auf die Seite.›

Über all diese einlässlichen Worte des Vetter Ratsherrn lächelte der Mathes nur so. Er sagte mit spöttischer Miene: ›Mir ist nicht halb so bange wegen der neuen Regierung. Wir waren schon lange eine fürchterliche Musterkarte von Verfassungen und hatten nie Ordnung im Schweizerland. Die einen genossen die schönste und glücklichste Freiheit, und den andern⁹⁴ erging es schlimmer als dem Russen oder dem Türken⁹⁵; was erzählt man nur darüber, wie die Zürcher und die Berner das Landvolk behandelten⁹⁶ und wie überhaupt die Landvögte sich fortwährend aufführten. Und gerade wir versündigten uns mit diesen Auflagen⁹⁷ [für künftige Amtsträger], mit dem Kübellos⁹⁸, mit Ämterverkauf und ›Guuze⁹⁹ schwer. Kurz gesagt, man missbrauchte die Freiheit, und jetzt werden wir dafür bestraft¹⁰⁰, wenn es gar schlimm herauskommen wird, was ich noch nicht einmal glaube. Die Schweiz kann jetzt dann erst recht stark werden.

Erkennt nur, was ihr an Frankreich für einen tüchtigen Kameraden¹⁰¹ bekommt; jetzt sind Holland und Italien auch schon solche nagelneuen Töchter-Republiken¹⁰², wie wir eine sind; ihrem Beispiel folgen gewiss noch mehr Länder, und so kann in wenig Jahren halb Europa eine Republik werden.

Mit dem Sturz der städtischen Gewalt wird hoffentlich auch die unchristliche Meinung aufhören, es sei besser, das Volk bleibe dumm, es brauche keine Schulen. Sobald die neue Regierung einmal ins Amt eingesetzt ist, wird man gewiss überall für das Gemeinwesen Einrichtungen und Verbesserungen in Schulen und anderswo vornehmen. Für unser Ländchen ist diese Veränderung bestimmt gut; fünf Bezirke¹⁰³ kommen noch dazu. Der Flecken¹⁰⁴ Glarus wird Hauptort des neuen Kantons Linth und Sitz der Regierung¹⁰⁵. Es werden viele tausend Gulden jährlich ins Land kommen; wir bekommen bis an den Rhein und bis an den Zürichsee offene Türen, keine Zölle mehr und dergleichen¹⁰⁶, und wenn wir ein wenig zusammenhalten, so übertreffen wir die andern Bezirke.¹⁰⁷ In vielen Dingen kann uns diese Sache Nutzen bringen. Ich für mich habe die beste Hoffnung, diese Angelegenheit komme nicht so schlimm heraus.›

Dem guten Mathes träumte es von goldenen Bergen, doch da wurde er traurig hinters Licht geführt. Als erstes räumten die Franzosen in den Städten und Hauptorten die Zeughäuser, leerten die Staatskassen und brachten sie fort.¹⁰⁸

Zum zweiten: Statt zu überlegen, wie die neue Verfassung bestmöglich eingerichtet werden könne, damit man mit derselben ordentlich zufrieden sei, machten sie aus den Beamten Empfänger hoher Löhne und forderten daraufhin fürchterlich hohe Abgaben¹⁰⁹, so dass das Volk es unmöglich aushalten konnte. Zum dritten sog, wo doch sonst die Kinder von ihrer Mutter gestillt werden, die Mutterrepublik Frankreich ihre Töchter bis aufs Blut aus, so dass die gute Helvetia schon im ersten Jahr eine Ohnmacht nach der anderen bekam – und zum vierten ahmten die Herren die Franzosen nicht nur in Sachen prachtvoll-teure Regierung nach, sondern auch in religiösen Angelegenheiten. Die Religion verachteten sie, und hiermit auch den geistlichen Stand.¹¹⁰ Leider Gottes wirkt jetzt noch ein Rest davon nach.¹¹¹ Nach alledem ahnte man wohl voraus, dass die neue Regierung nicht lange bestehen werde.

Jetzt muss ich doch noch sagen, was der dritte zu dieser Sache bemerkte; der sass so ruhig da, als gingen ihn diese Belange nichts an. Endlich sagte er in kurzen Worten:

›Ich verzweifle nicht, doch ich freue mich auch nicht über solche Geschichten. Auf dieser Welt ist alles dem Wechsel unterworfen; das Rad der Zeit dreht sich immer weiter; bald ist man oben, bald unten.¹¹² Die grössten und schönsten Republiken in der alten Welt, Griechenland und Rom¹¹³, die in allen Sparten Männer hatten, von denen noch heutzutage

jeder lernen muss, wenn er etwas Rechtes werden will, gingen unter. Ich schicke mich ohne zu zögern in das, was kommen wird, und erfülle meine Pflicht gegen die Obrigkeit und das Vaterland. Ändert sich die Sache wieder, gibt es Anlass, dass man, ohne das Vaterland noch unglücklicher zu machen, wieder zur alten Freiheit zurückkehren kann, so bin ich der erste, der ins Feld zieht.»

Am meisten hat mich verwundert, wie gelassen er seinen Standpunkt darlegte, und ich dachte bei mir selber: Wie gross ist der Mensch, wenn er sich in trüben Stunden und in unglücklichen Zeiten mit einem stillen und gottergebenen Gemüt in alles schicken kann.

Aber, ihr lieben Leute, ich bin jetzt seit einer guten Weile von meiner eigentlichen Erzählung abgekommen. Das wird euch sicher zu langweilig.»

PAULI: «Nein, nein, potz tausend, fahrt nur fort. Bloss eines muss ich doch noch fragen, wie ist denn die neue Verfassung eingerichtet gewesen? Man hat gesagt, ein Ochs¹¹⁴ habe sie gemacht.»

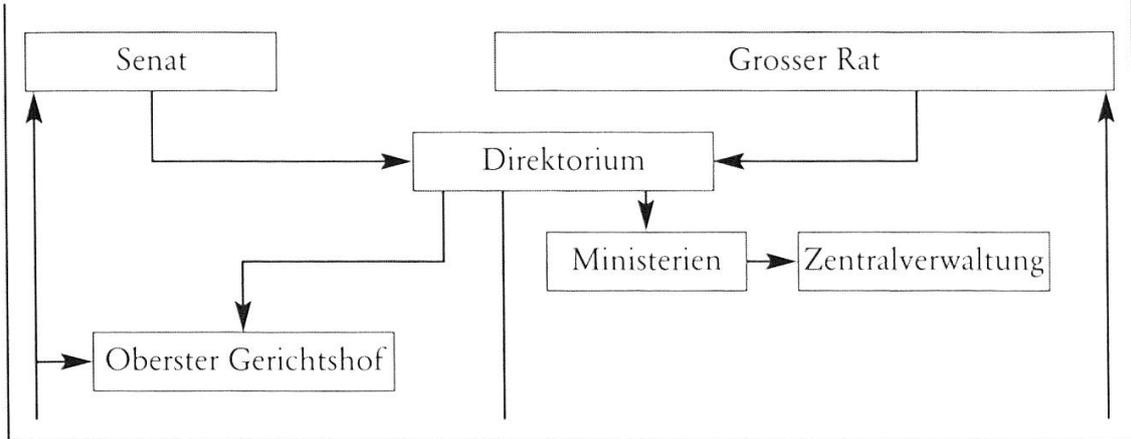
FRIDLI: «Die Verfassung kennt mein Nachbar David besser als ich. Zu jener Zeit hatte er auch eine sehr gut bezahlte Arbeit, und er trug eine Kokarde auf dem Hut, fast so gross wie eine Schützenscheibe.»

DAVID: «Was mir davon noch in Erinnerung geblieben ist, will ich euch erzählen:

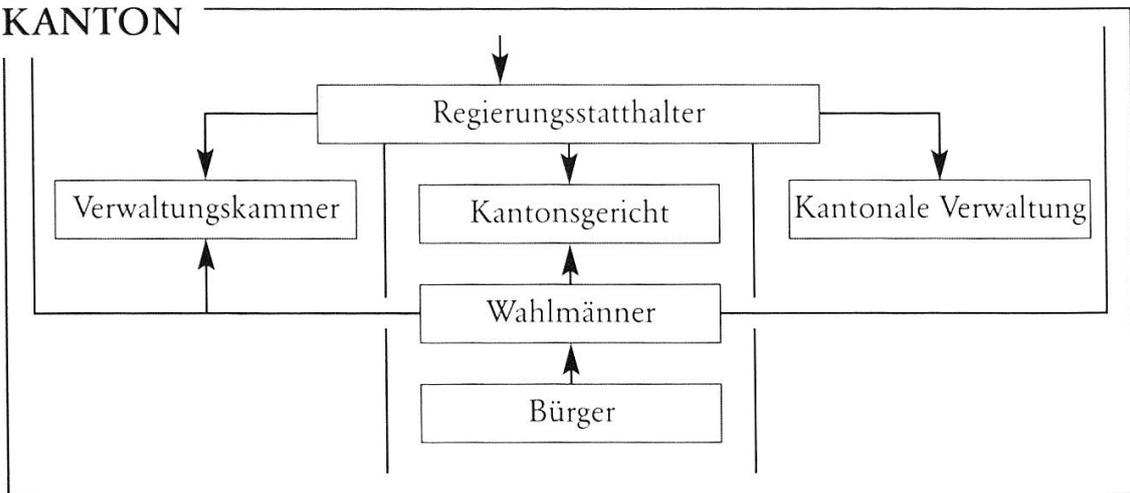
Die Hauptregierung¹¹⁵ in Aarau¹¹⁶ bestand damals aus einem Direktorium, dem Senat und den gesetzgebenden Räten¹¹⁷. Die einen schufen Gesetze, und die anderen vollzogen sie. In den Kantonen waren dann als erstes der Regierungsstatthalter, der bei uns etwa die gleiche Funktion besass wie heute der Landammann¹¹⁸; an nächster Stelle kam die Verwaltungskammer¹¹⁹, die für die Einnahmen und Ausgaben zuständig war; es gab auch ein Kantons- und in jedem Bezirk ein «Strick-»¹²⁰ oder Distriktsgericht sowie in den Tagwen¹²¹ eine «Unnüzipalitet»¹²² und ein Agentchen¹²³. Von all denen abgesehen, waren da noch Erziehungsräte, Ober- und Unter-Einnehmer, Ankläger, Kriegskommissare und was weiss ich noch für Leute angestellt.¹²⁴ Das Volk hielt Urversammlungen ab, an denen Wahlmänner (von manchen auch «Waldmänner» genannt) gewählt wurden¹²⁵, aus welchen dann ihrerseits die Herren der Regierung¹²⁶ durch Wahl bestimmt wurden.¹²⁷ Wenn die Schweizer zuvor unter einem Fürsten gestanden hätten und in der Bildung, in Reichtum und Vermögen und in der Verfassung nicht so weit wie ein Stern vom anderen entfernt gewesen wären; wenn die Herren nicht nur für sich und ihr Geld geschaut und in der gleichen Zeit die Franzosen nicht das Land ausgefressen hätten, so wäre die ganze Angelegenheit gar nicht so übel herausgekommen.¹²⁸

Pfarrer Lavater selber wertete in seinem Brief an das französische Direktorium [Regierung], in dem er diesen Herrschaften in recht schweizerischer Art und Weise den Marsch blies, die neue Verfassung als «Meisterstück des menschlichen Genies.»¹²⁹

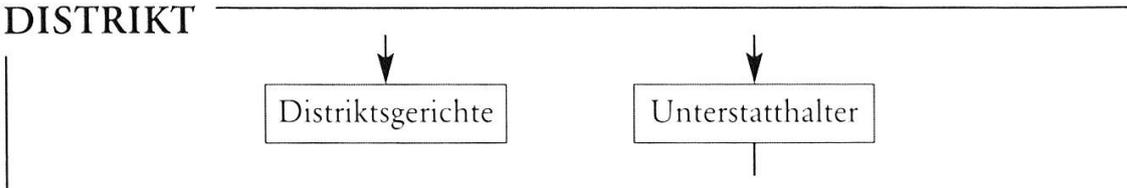
HELVETISCHE REPUBLIK



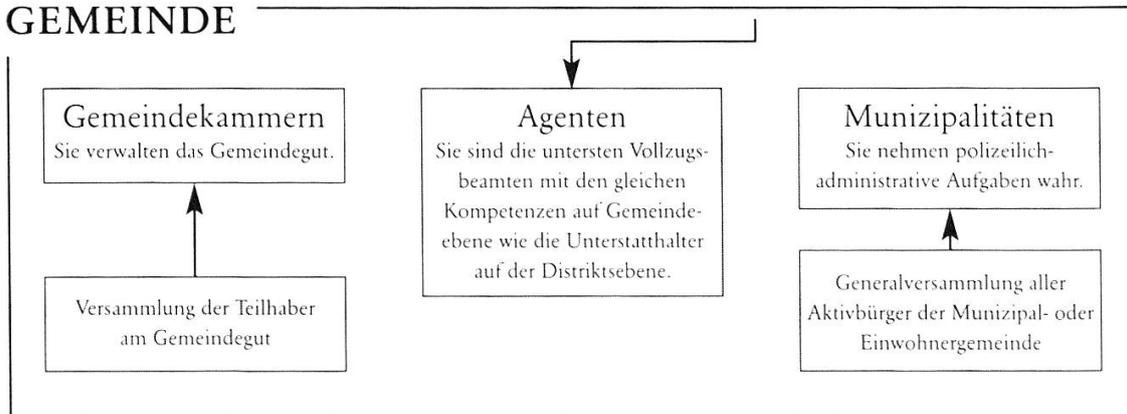
KANTON



DISTRIKT



GEMEINDE



BALZ: «Hör, David, du bist noch heute den Franzosen zu stark zugetan. – Ich möchte mich jedoch trotzdem nicht in ein Gespräch mit dir einlassen ... Fahrt wieder fort, Fridli, ihr seid beim letzten Ratstag stehen geblieben.»

FRIDLI: «Richtig ... Bald darauf wählte man dann die neue Regierung; man kann sich wohl denken, dass dies manchen Kummer und manchen Seufzer zeitigte ... Bei alledem war es ein grosses Glück für unser Land, dass der Herr Ratsherr Heer¹³⁰ Regierungsstatthalter wurde. Als ein gebildeter Herr wusste er genau, wie man bei solchen Veränderungen mit den Glarnern umzugehen hatte; dieser Mann erleichterte uns manches; manches ‹Du musst!› [der Zentralregierung] legte er beiseite¹³¹, manche Last nahm er uns ab, und überhaupt machte er die Leiden, sooft es möglich war, erträglich. Es war nur schade, dass er schon nach dem Herbstmonat¹³² [1798] von seinem Amt zurücktrat. Bis Ende Mai war die neue Verfassung schon eingeführt.¹³³ Den ganzen Sommer durch sah man die fremden Herren überall herumstieben. Wenn sie zum Rathaus gingen, trugen sie eine farbige Schärpe und glänzten damit wie Goldkäfer an der Sonne. – Im Herbstmonat kam es genau so, wie der Vetter Ratsherr vorausgesagt hatte. Jemand muss uns bei den Franzosen und bei den Herren [der Zentralregierung] verzeigt und verklagt haben. – Ohne dass ein Mensch daran gedacht hätte, kamen am 18. Herbstmonat mehrere Kompanien Franzosen in unser Land. Am 20. wurden alle im Kanton entwaffnet.¹³⁴ Durch Bittgänge bei General Schauenburg¹³⁵ ermöglichte es Herr Statthalter Heer jedoch, dass der Befehl zurückgenommen wurde und die Meisten ihre Gewehre und Säbel zurückerhielten.

Im Wein- und im Wintermonat¹³⁶ kamen fast jede Woche weitere Kerle dazu, so dass den ganzen Winter über mehr als 3000 Mann gepflegt werden mussten. Die einen waren freundlich und menschlich, die andern gebärdeten sich wie leibhaftige Teufel. Viele einfache Familienväter mussten diese ungehobelten Kerle bevorzugt gepflegen und selber mit Ehefrau und Kindern dafür hungern.¹³⁷ Überdies musste man ihnen ihre Ausrüstungen hin und her transportieren, und dadurch gelangten dann eben Land und Tagwen zu grossen Kosten und Schulden. So verstrich der Winter durch die vielen Einquartierungen mit viel Kummer und Sorgen wie ein schwerer, steiler Weg. Bis zum Frühling wimmelte es von Franzosen, und niemand durfte daran denken, nur einen Ton von sich zu geben. Und Ende März begann das Teufelsspiel von neuem.

Am <28. März> bekamen nämlich die 40 französischen Kanoniere, die in Glarus stationiert waren, den Befehl, alles Blei und Pulver, das noch vorhanden sei, beiseite zu schaffen. Als sie gerade hinter den Pulverturm gehen wollten, kamen etliche Glarner, die sich mit kleinen Säbeln bewaffnet hatten, beschimpften die Kanoniere und widersetzten sich, freilich ungeheissen, dem Unternehmen. Es fällt mir gerade noch ein, dass ich

einen Glarner mit einer Waffe neben einem Franzosen vorbeigehen sah, mit dem Ruf: «Sakri futtigö!, antand sölmang!»¹³⁸

Dieser Aufstand hatte aber für unser Land und vor allem für Glarus böse Folgen. Am 3. April schon rückten eine Gruppe Dragoner und viel Fussvolk in den Kanton ein, suchten am selben Tag gegen 50 Männer in ihren Häusern auf, führten sie ins Rathaus und bewachten sie dort streng.

Der 4. April 1799, der alljährliche Fahrtstag, bleibt mir bis in den Tod unvergesslich. Ach Gott! Was war das für ein Tränentag!

Kein Widerhall in den Bergen von Glockengeläut verkündete den hohen Festtag. Keine Scharen froher Alpensöhne pilgerten zu den «Freistätten» der Helden, zu den Grabhügeln auf dem Schlachtfeld.¹³⁹ Die im Frühling sonst so prächtige Natur war wie in ein Trauerkleid gehüllt; auf den Feldern bei Näfels lag dicker Nebel. Auf der Morgenseite, wo andere Jahre die Sonne so prächtig aufging und so freundlich über die Berge herabschien, standen brandschwarze Wetterwolken. An dem Tag, an welchem seit etlichen hundert Jahren so viele vergangene Geschlechter in frommer Andacht die Stege und Wege betraten, auf denen unsere Vorväter für Freiheit und Vaterland grosse Not¹⁴⁰ litten; der so lange von Alt und Jung zu Berg und Tal mit hoher Freude, Jubel und Frohlocken gefeiert wurde – an diesem Tag schmachteten so viele Hausväter unschuldig im Gefängnis. Ihre Frauen und Kinder kamen in Elend und Kummer beinahe um. An demselben Tag wurden acht Vorsteher von Glarus, unter ihnen der Landesvater¹⁴¹, als Gefangene nach Basel geführt, auf beiden Seiten begleitet und bewacht von Dragonern und Fussvolk. Ihr hättet sehen sollen, welch herzerreissende Auftritte es beim Abschied gab. Von einem einzigen will ich euch erzählen. Ich kam in ein Haus, in welchem die Frau vor Kummer todkrank lag. Nur mit grosser Mühe konnte sie sich im Bett noch aufrichten und undeutlich sagen:

«Ach, das ist vielleicht der letzte Augenblick, wo wir uns auf der Erde noch sehen! Nur Gott weiss, ob du wieder ins Vaterland zu deinen Leuten zurückkehren wirst oder ob du dein Leben im finsternen Kerker hinbringen musst! Und ich – ach vielleicht schlummere ich bald im kalten Grab den langen Todesschlaf! Vielleicht reisst mich bald die kalte Todeshand von meinen lieben Kindern weg! Aber nein – auch in der dunklen Schicksalsnacht will ich nicht verzweifeln! Herz und Auge zum Himmel gerichtet – über den Sternen lebt und sorgt ein guter Vater! – Was die Erde so grausam trennt, kann der Himmel freudig und ewiglich wieder vereinen!»

Nach diesen Worten trugen zwei Soldaten den Vater vom Bett weg; ein dreijähriges Kind, das ihn umarmte, rief: «Vater, geh nicht! Nein, geh nicht – lieber, lieber Vater!»

Mit Gewalt riss man ihm das Kind aus den Armen und warf es zur Mutter aufs Bett. Unter heissen Tränen verliess er sein Vaterhaus und wurde mit den andern fortgeführt.

Ich muss aufhören mit diesen Trauergeschichten, das Herz ist zu voll. Aber in solchen Zeiten erkennt man erst, was für ein unsagbares Glück es ist, in Freiheit und Frieden, ruhig und sicher bei den Seinen leben zu können. In jedem Schweizer, der solcherlei erzählen hört, muss der Entschluss entstehen, wenn das Vaterland in Gefahr ist, lieber auf dem Schlachtfeld zu sterben, als unter fremdes Kriegsvolk zu fallen, Freiheit und Vaterland zu verlieren und die Eigenen dem Elend zu überlassen. Ihr jungen Knaben, die ihr mir den ganzen Abend so still und aufmerksam zugehört habt, merkt euch dies und schreibt's mit Flammenschrift¹⁴² in euer Herz: Gott, Freiheit und Vaterland sollen uns das Höchste sein auf der Welt und Freiheit und Vaterland zu verteidigen die heiligste Pflicht und die grösste Ehre! –

Nach diesem Kummer gab es gleich am nächsten Tag neuerdings allgemeinen Ärger. Auf Befehl der neuen Regierung wurde auf dem Spielhof¹⁴³ in Glarus und auch in Mollis, in Schwanden, Näfels und fast in allen Gemeinden ein Freiheitsbaum¹⁴⁴ aufgestellt; aber freilich ohne Geiger und ohne vornehm gekleidete schöne Jungfern, oder dass es etwa, wie an anderen Orten, nach der Art einer Kirchweih verlaufen wäre. Die einen schauten ihn gar nie an, die andern schielten wütend hinauf, und manch einer stellte sich daneben und machte so seine Betrachtungen darüber.

Ich traf in der gleichen Zeit einmal an einem Abend bei Mondenschein vor dem Rathaus ein paar gute Freunde, die sich gerade eben über diesen Baum unterhielten.

Da sagte einer: «Warum hat man jetzt auch uns ein solches Geschirr¹⁴⁵ dahin gestellt? – Vorher hatten wir die schönste herrlichste Freiheit, jetzt haben uns die Franzosen darum gebracht, vorher konnten wir die Herren¹⁴⁶ selber wählen und die nehmen, die uns am besten gefielen, jetzt müssen wir die annehmen, die man uns schickt, und es sind so viele an der Regierung¹⁴⁷, die man weder leiden noch riechen kann; vorher mussten wir alle Jahre eine geringe Gut- und Kopfsteuer¹⁴⁸ zahlen, jetzt jagt ein Abgabengesetz¹⁴⁹ [der Zentralregierung] das andere, so dass man alles versteuern muss, was man in die Hände nimmt; vorher waren wir ein einiges, glückliches Volk, und jetzt sind wir zwei hitzige Parteien¹⁵⁰, und allenthalben ist nichts als Streit und Zank; vorher wussten wir von fremdem Kriegsvolk fast hundert Jahre lang nichts, und jetzt fressen uns die Herren Franzosen alles weg, bis die Hälfte betteln gehen muss. Deshalb frage ich mich auch, wofür der Baum da stehen muss.»

Ein anderer gibt ihm zur Antwort: «Wenn du den Baum im ganzen richtig betrachtetest, so ist er doch ein wahres Bild der neuen Konstitution.¹⁵¹

Ein gesunder Baum¹⁵² in der freien Natur ist eines der schönsten und nützlichsten¹⁵³ Gewächse. Sein Stamm nimmt so wenig Platz weg, und er dehnt seine Äste und Zweige weit aus. Im Blust steht er da wie ein Maien

[Blumenstraus], und im Herbst erfreut er das Menschenherz mit seinen Früchten. Allerdings, ein Baum ohne Wurzeln hat weder Kraft noch Saft, und eine Regierung ohne das Vertrauen des Volkes hat keinen Bestand. Ein Baum ohne Äste bringt keinen Nutzen und wird umgehauen¹⁵⁴, und eine Verfassung, die vom Volk verachtet wird, wird beim ersten Anlass wieder umgedreht. Was wollen wir grad darauf wetten? – die neue Regierung und der Freiheitsbaum werden nicht einmal solange halten, bis die Rotkehlchen¹⁵⁵ im nächsten Jahr wieder zwitschern.

Wir hatten da auf dem Spielhof drei Linden. Vielleicht setzte man die nicht lange nach der Näfeler Schlacht, nach 1388, aber das waren nun wirkliche Freiheitsbäume. Am Morgen sangen die Vögel auf ihnen, tagsüber spielten die Kinder darunter und hatten ihre Kurzweil, und am Abend, wenn der Mond so schön zwischen den Blättern durchschien, setzten sich die Nachbarn des Spielhofs darunter, sangen geistliche Lieder¹⁵⁶ oder erzählten einander alte Geschichten. – Das waren schöne Andenken aus der älteren Zeit.¹⁵⁷

Schon wieder bin ich, ohne es zu merken, vom Thema abgekommen und habe mich ein wenig zu lange mit dem Freiheitsbaum beschäftigt. Jetzt aber will ich weiterfahren.

Am 6. April kam es zur zweiten Entwaffnung, die jedoch nur verdächtige Häuser betraf. – Zudem musste für die Franzosen ein Piquet von 400 Mann ausgelost werden, das am 22. ins Gaster abmarschierte, dann über das Toggenburg nach St. Gallen weiterzog, an den Bodensee und in den Thurgau dislozierte und schliesslich im Zürichbiet ankam. Die Glarner wurden von den Franzosen an verschiedenen Orten auf Vorposten gestellt. Weil die guten Leute jedoch keine Ahnung hatten, wofür sie eigentlich Krieg führen sollten, machte sich einer nach dem andern einfach davon – so dass die meisten ohne Gewehr und Säbel nach Hause zurückkehrten.¹⁵⁸

Gegen Ende Mai begann sich dann das Blättchen für die Franzosen ungemein zu wenden.¹⁵⁹ In Italien hatten sie eine Schlappe nach der andern erlitten¹⁶⁰; in Deutschland ging es mit ihnen allerorts bergab.¹⁶¹ Nicht nur vom Reich¹⁶² und vom [Bündner] Oberland her begannen die Kaiserlichen gegen unsere Grenzen vorzurücken. Als die Franzosen dies bemerkten, machten sie sich wie Landstreicher davon, nicht ohne am 21. Mai noch zum Abschied die gedeckte, kostspielige Ziegel-Brücke zu verbrennen.

Schon am 22. kamen drei Kompanien kaiserliche Soldaten nach Glarus. Sie befreiten alle Glarner, die von den Franzosen gefangengesetzt waren, und erlösten sie aus der Gefangenschaft. Am selben Tag wurde der Freiheitsbaum auf dem Spielhof mit Singen und Pfeifen umgehauen.

In der nämlichen Woche kamen noch einige 100 Mann vom Regiment Roverea¹⁶³ in Mollis an. Diese Truppe rekrutierte sich fast durchwegs aus Schweizer Emigranten und aus von den Franzosen verfolgten Helvetiern,

die – unschweizerisch genug¹⁶⁴ – für englischen Sold beim österreichischen Adler¹⁶⁵ Hilfe und Beistand gesucht hatten.

Als die Nordostschweiz von den Kaiserlichen besetzt war, erliess ihr Oberkommandierender, Prinz Karl¹⁶⁶, eine Proklamation ans Schweizervolk.¹⁶⁷ Darin versprach er wenigstens, er sei mit seiner Armee nicht aus bösen Absichten in die Schweiz gekommen, vielmehr nur zu dem Zweck, seine und unsere Feinde zu vertreiben. Die Schweizer könnten bei ihren alten Rechten und Freiheiten sowie bei ihrer hergebrachten Unabhängigkeit verbleiben.

Auf das Ehrenwort dieses hohen Herrn hin schloss man dann Kameradschaft mit den Kaiserlichen.¹⁶⁸

Ohne dass damit irgendjemand gerechnet hätte, stiessen am 29. einige 100 Franzosen aus dem Wäggitäl und vom [Glarner] Unterland her nach Näfels vor. An derselben Stelle, wo 411 Jahre zuvor unsere Vorfäter die Österreicher geschlagen und die Freiheit erworben hatten, fochten nun Glarner und andere Schweizer neben den Kaiserlichen gegen Franzosen und warfen sie zurück.

Wie sich die Zeiten nur ändern!!¹⁶⁹ – Bei diesem Scharmützel kam ein Herr Bachmann¹⁷⁰, Oberster Wachtmeister in russischen Diensten, ums Leben. Er fiel für die Freiheit seines Vaterlandes, obschon er im Fürstensold stand.

Dieses Gefecht stellte gewissermassen das Vorspiel zu gewichtigen Auftritten und Vorfällen dar. Auf Befehl des österreichischen Generals¹⁷¹ musste man unsere Grenzen, Klausen, Urnerboden, Prägäl und Klöntäl, mit kaiserlichen und Glarner Truppen besetzen. Damit sollte das Glarnerland vor einem Überfall gesichert werden, da immer noch einige 1000 Franzosen in Uri und Schwyz lagen.

Abgesehen von den Truppen zu dieser Grenzbesetzung wurden noch ein weiteres Piquet von 400 Mann unter dem Kommando von Herrn Oberst Zwicki¹⁷² von Mollis sowie eine Scharfschützenkompanie aufgeboden, die zuerst nach Zürich, dann nach Schwyz zogen. Sie haben sich in verschiedenen Gefechten, hauptsächlich aber bei Brunnen, meisterhaft und tapfer gehalten.¹⁷³

In der Zwischenzeit wurde bei uns die alte Verfassung wieder eingeführt. Am 30. Juni hielt man in Schwanden und am 7. Juli in Glarus eine Landsgemeinde ab und bestellte Obrigkeit, Rat und Gericht wie von alters her. Damit war wieder Ruhe und Frieden hergestellt, aber leider nur für kurze Zeit. Bald darauf marschierten viele tausend Kaiserliche in unser Land¹⁷⁴, und auch von Uri und Schwyz her näherten sich französische Truppen der Glarnergrenze. Und so wurde im Herbst 1799 unser Ländchen in ein wahres Kriegstheater verwandelt. – Bei Tag und bei Nacht, in den Dörfern und auf den Feldern, im Tal und auf den höchsten Gebirgen, ja sogar in Felsbändern und auf Gletschern, wo vielleicht, solange sie bestehen,

abgesehen von Schaf- und Geisshirten noch nie ein menschlicher Fuss wandelte, schlugen sich unsere Leute mit den Franzosen.

Jetzt käme ich zu Kriegsaufritten, die euch verwunderten – aber diese Geschichten würden bis nach Mitternacht währen, wenn ich alles genau erzählen wollte. Ich bin nachgerade müde und nicht mehr so recht im Strumpf – und wie ich schon zu Beginn sagte, muss ich morgen früh lange vor Tag wieder an die Arbeit. Wenn der Bergheuet¹⁷⁵ vorüber ist, kommen wir gelegentlich wieder zusammen, und dann will ich euch das noch erzählen, was sich später ereignet hat.»

BALZ: «Nachbar Fridli, zuerst möchte ich euch im Namen aller für diesen kurzweiligen Abend, den ihr uns heute mit dieser Erzählung bereitet habt, herzlich danken und euch bitten, uns mit der versprochenen Fortsetzung Wort zu halten. Was aber doch das allerwichtigste ist: In den heutigen Zeiten, wo uns fast jede Woche von hohen ausländischen Machthabern diplomatische Noten zugestellt werden¹⁷⁶, könnte sich mancher Eidgenosse mittels solcher Geschichten ein Spiegelbild machen.

So habt ihr uns beispielsweise erzählt, warum und wie die alte Eidgenossenschaft anno 1798 so schnell und im ersten Stürmchen auseinandergebrochen, untergegangen und verschwunden ist. Aber – so möchte ich fragen – steht es mit dem allgemeinen Vaterland (das Untertanen- und Landvogtwesen ausgenommen) jetzt etwa viel besser als damals? – Haben sich die Schweizer seit 1830¹⁷⁷ als eine eigene, kernige, in sich selbst starke Nation behauptet? – Kann und darf ein jeder Schweizer in seinem Herzen denken und hoffen, Freiheit und Vaterland seien durch Frieden und Eintracht, durch aufrichtige Bruder- und Vaterlandsliebe und durch einen treuen, festen Schweizerbund gesichert? – Ist die Schweiz in der allgemeinen Verfassung, dass sie gegen jeden Feind mit einem einzigen Willen und mit einer Kraft ihre Freiheit und Unabhängigkeit verfechten würde? – Ach, manchem Schweizer würde es gewiss schwer ums Herz, hätte er diese Fragen zu beantworten.¹⁷⁸ Deshalb ist zu wünschen, dass die Eidgenossen wenigstens einmal erkennen und einsehen, was Not tut: nämlich ein neuer, getreuer und fester Brüderbund.¹⁷⁹ Der wäre weitaus das beste Gegennötchen. «Wer Ohren hat zu hören»¹⁸⁰ – heisst's, oder wie wir in der Mundart sagen, «wer khört, der losi.»

OSWALD: «Es ist wirklich traurig, dass man sich im letzten Jahr wegen des Bundes nicht einig werden konnte¹⁸¹, und noch trauriger ist, dass in der jetzigen Zeit, wo sich vom Reich¹⁸² her solch schwere Wetterwolken gegen das Schweizerland zusammenziehen¹⁸³, die einen schlafen und die andern ihr Unwesen weiter treiben.»

PAULI: «Weshalb nimmt man das hin? In früheren Zeiten wäre man mit solchen Kerlen rasch fertig gewesen. Die Geiferer stellen ihr Schimpfen gegen auswärtige Fürsten nicht ein, bis das ganze Schweizerland im grössten Unglück ist.»¹⁸⁴

DAVID: «Wir wollen mit diesen Geschichten jetzt gleich Schluss machen, sonst gäbe es keinen Feierabend. Wir sind jedenfalls, Gott Lob und Dank, in unserm Ländchen in bester Ordnung und haben seit 1830, als sich in andern Ländern so vieles ereignet hat¹⁸⁵, immer in Frieden gelebt. Dieses Jahr hatten wir zwei Landsgemeinden, die unserem Land weitherum Ehre machen.»¹⁸⁶

FRIDLI: «Ja, das ist wahr. Eigentlich schaute der dreifache Landrat¹⁸⁷ allemal, wenn etwas aus Schwyz oder Basel auf uns zukam¹⁸⁸, zum Rechten, und er fasste, ich glaub ich darf's behaupten, niemals einen falschen Beschluss. An der diesjährigen grossen Landsgemeinde setzten unsere Landleute durch die Annahme der Nichtlandleute¹⁸⁹ allem Schönen, Edlen, Herrlichen und Guten, das für unser Ländchen oder für andere Kantone beschlossen worden ist, die Krone auf. Sie bewiesen, dass sie die Grundsätze, die sie seit 1830 gegen andere aussprachen¹⁹⁰, in Tat und Wahrheit selber ausüben.

Stellt man die gemeine Landsgemeinde zu Glarus der ersten am roten Turm im Kanton Schwyz¹⁹¹ gegenüber, so sieht man, was für ein unaussprechliches Glück es ist, wenn ein freies Volk geschickte, weise und väterliche Herren hat und die Landleute selbst verständig und aufgeklärt sind. Man sieht aber auch, welch ein Unglück es ist, wenn ein dummes Volk frei – ich will sagen – (ich hätte mich bald verplappert) – ein freies Volk dumm ist und Herren hat, die, statt fürs Vaterland zu sorgen, nur ihr eigenes Interesse und ihren eigenen Ehrgeiz kennen.

Und so wollen wir hoffen, dass der gute Geist unseres Volkes, der sich dieses Jahr an den Landsgemeinden zeigte, immer besser und fester werde. Und wenn dann Obrigkeit und Volk, Geistliche und Weltliche, in allen Teilen gemeinsam fürs Vaterland sorgen, so werden sich Kinder und Kindeskinde unser noch mit Dank und Liebe erinnern, wenn wir schon lange bei den Vätern ruhen.»



Für Vatterland
und
Freunde
J. P. Z.

Das grüne, rote und gelbe Kokärdchen
Eine Erzählung aus dem Jahr 1799¹⁹²

Für unser Land und besonders für Glarus war der 29. August ein Schreckenstag, wie keiner je erlebt wurde. Morgens in aller Frühe, bevor die Sonne die Berge beschien, griffen die Franzosen das ganze [kaiserliche] Lager vorn am [Klöntaler-]See an und zwangen [die Kaiserlichen] zum Rückzug bis nach Riedern. Von da aus teilte der französische General¹⁹³ alsdann seine Truppen in zwei Kolonnen. Die eine marschierte gegen Glarus, die andere nach Netstal. Bis zu den ersten Häusern im Langenacker¹⁹⁴ wurde immerfort gekämpft, und in einer fürchterlichen Wut rückten die französischen Offiziere und Soldaten gegen den Flecken vor. Wie ein scharfes Schwert an einem Fädchen – schwebte an diesem Tage die schwerste Schicksalswolke über dem Flecken. Gott weiss, ob er nicht in Rauch und Flammen aufgegangen wäre, wenn ihn nicht ein einziger durch seine heldenmütige Aufopferung gerettet hätte. – Gewisse Herren, welche den Kaiserlichen auch gar zu gut getraut und zu wenig überlegt hatten, wie es uns gehen möchte, wenn die Franzosen wieder Meister würden, haben schon zur Zeit, als sie noch Gewehre, Blei und Pulver auf dem Spielhof ausgeteilt und alles in den Krieg geschickt hatten, die unterschriebenen Pässe in der Tasche gehabt und, als es schlecht herauskam, Vaterland und Volk im Stich gelassen und sich aus dem Staub gemacht.¹⁹⁵

In diesem unaussprechlichen Jammer ging Herr Pannerherr Johann Peter Zwicki¹⁹⁶, damaliger Unterstatthalter, dem französischen General entgegen, fiel vor ihm auf die Knie nieder, bat um Gnade und Pardon und sagte: Als Vater von fünf Kindern bringe er sein Leben zum Opfer für seine Brüder; in diesem Augenblick sei er bereit, für sie zu sterben; aber seine Vatergemeinde möchte er um Gottes willen verschonen und sich der vielen tausend Unschuldigen erbarmen. – Durch dieses bittliche Flehen, durch die Aufnahme des ganzen französischen Generalstabes in sein Haus und durch gute Bewirtung besänftigte er die wilden und erzürnten Krieger soweit, dass der Flecken vor Brand und auch vor allgemeiner Plünderung bewahrt blieb.

Es würde vielleicht jemand den Kopf schütteln, wenn er dies alles hörte; aber die Wahrheit verdient, dass man diese unvergleichlich schöne Tat Kindern und Kindeskindern erzähle. Und wie verschwindet alle Herrlichkeit der Welt und aller Stolz auf Reichtum und aller Verlust zeitlicher Güter (und jedes irdische Schicksal) vor dem grossen Entschluss, das eigene Leben zur Rettung für Vaterland und Brüder aufzuopfern.

Weil beim Einrücken der Franzosen (mittags 12 Uhr) in Glarus die meisten Leute wegliefen und viele Häuser leer standen, hat man Anstalten treffen müssen, den Soldaten auf der Strasse zu essen und zu trinken zu geben. Man stellte Tische und Tafeln vor die Häuser, brachte Lebensmit-

tel, soviel man aufbringen konnte, und ganze Fässer voll Wein herbei. Ungefähr eine Stunde lang liessen sich die Franzosen die Sache wohl schmecken und marschierten hierauf talaufwärts. Bei den Hohlensteinen¹⁹⁷ stiessen aber etliche hundert Kaiserliche, die aus dem Grosstal¹⁹⁸ gekommen waren, auf dieselben und schlugen sie wieder bis oberhalb Riedern zurück. So hatten wir damals am Abend wieder andere Gäste¹⁹⁹, welchen der Appetit bekanntlich auch nicht fehlte.²⁰⁰ – Von diesem Tag an wurde in Glarus vier Wochen lang keine Kirchenglocke geläutet und kein Gottesdienst mehr gehalten.

Am 1. September entfernten sich die Kaiserlichen, zwar nur für kurze Zeit²⁰¹, von unseren Grenzen, und darauf wurde sogleich die Helvetische Konstitution wieder eingeführt, wobei Herr alt Pannerherr Johann Peter Zwicky die Regierungsstatthalterstelle übernahm und sich in der wichtigen und bedenklichen Zeit als ein wahrer Vaterlandsfreund erwies.²⁰²